

Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Dath, Dietmar  
**Sämtliche Gedichte**

Roman

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 4215  
978-3-518-46215-7

suhrkamp taschenbuch 4215

Adam Sladek ist ein erfolgreicher Dichter, wenn auch mit einem recht enigmatischen Werk. Gelockt von viel Geld und der Aussicht auf die Gesamtausgabe seiner Gedichte, nimmt er eine Auftragsarbeit an. Bestellt wurde eine Dichtung, die schlafende Götter wecken und die Menschenwelt verwandeln soll. In Luxus und Abgeschlossenheit wird Sladek nur die beste ästhetische Kost vorgesetzt – Filme, Fotografien, Bücher. Stutzig macht ihn die eine oder andere Erscheinung. Ist die junge Jägerin, die ihm begegnet, eine Reinkarnation der berühmten waghalsigen Fliegerin Amelia Earhart (wie sie selbst zu glauben scheint) oder ein Avatar der Göttin Artemis? Der Verdacht wächst, daß hinter der Auftragsarbeit eine ganz andere Absicht steckt. Und hinter dem Auftraggeber eine Macht, die Sladek in Lebensgefahr bringt.

Dietmar Dath, geboren 1970, Schriftsteller und Übersetzer, lebt in Freiburg und Frankfurt am Main. Er war Chefredakteur der *Spex* (1998-2000) und Redakteur der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* (2001-2007). Seine Romane, Sachbücher und Artikel unterwandern, überfliegen und durchkreuzen Gattungs- und Vorstellungsgrenzen, und zwar mit System.

Zuletzt sind im Suhrkamp Verlag erschienen: *Maschinenwinter – Wissen, Technik, Sozialismus* (eu 8), *Dirac* (st 4048), *Die Abschaffung der Arten* (st 4145) und *Deutschland macht dicht* (2010).

Dietmar Dath  
Sämtliche Gedichte  
*Roman*

Suhrkamp

Umschlagabbildung: Joshua Middleton 2009

suhrkamp taschenbuch 4215

Erste Auflage dieser Ausgabe 2011

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form

(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)

ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert

oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,

vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 978-3-518-46215-7

1 2 3 4 5 6 - 16 15 14 13 12 11

# Sämtliche Gedichte

THOMAS M. DISCH 1940-2008

IN LIEBENDEM UND EHRENDEM GEDENKEN

»Die Entwicklung der Sprache aber, die Wertschätzung, die sie genießt, hängt nicht von den fürsorglichen Bemühungen ab, die Pädagogen ihr angedeihen lassen, sondern davon, ob sie im entscheidenden Moment die richtigen Worte findet.«

*Wolfgang Pohrt 1987*

»I always tell the truth in my poems.«

*Elizabeth Bishop 1966*

»Kann man so malen, so viel sagen wie ein Schriftsteller?«

*Maria Lassnig 1985*





## I. Schöne Form aus neigender Gebärde

### Lied

Sie nahm die Milch und hielt das Schälchen fest  
Und ließ die Erdbeerstücke rot drin schwimmen  
Daß der Geschmack ins Weiße schoß: ein Test.

Sie schrieb: »Johanna Rauch«, das schien zu stimmen,  
Mitten aufs Bild | so ging die Signatur,  
Und machte sich danach ans Rändertrimmen.

Dann tat sie in den Umschlag | letzte Spur  
Von zwanzig Jahren Arbeit an den Bildern.  
Jetzt gings ums Leben | nicht mehr um Kultur.

### Nachtwache

»Dem lieben Gott wird's bei seiner Schöpfung ganz ähnlich gegangen sein. Ich denk' mir das so: Er wollte vielleicht zunächst nur diesen Garten machen. Damit das Getier es behaglich hat, war wohl auch gleich eine Sonne vorgesehen, dazu Wölkchen, Gräser, ein paar klare Bächlein ...«

»Getier, pföh.«

Das Halbdunkel in der Künstlerinnenstube ist freundlich warm; man spürt die Nacht leis kichern, auch wenn das kein Geräusch ist, das man hören kann. Es riecht von Kerzen her nach Blutorangen. Der Dichter sammelt sich und sagt: »Getier, ja. Du weißt schon: lustige Eidechsen, Mäuse, die eine oder andere Giraffe. Aber dann gerät die Schöpferei

völlig außer Kontrolle, und plötzlich hat er ein ausgewachsenes Universum am Hals, streicht sich durch den Bart und murmelt: Tja, ist jetzt doch 'ne ganze Ecke größer geworden.«

Johanna nickt und lächelt mild; der Vergleich findet ihre Billigung.

Adam fährt fort: »Schöpfungen sind erst wirklich welche, wenn sie über den Plan hinauswachsen. So auch in dieser Geschichte, die ich dir erzählt hab' und die du so lustig findest. Sie hat ihre tragische Seite, und ihre komische, aber sie bringt uns außer Schrecken und Gelächter auch Hoffnung.«

»Hoffnung.«

»Klar. Ich meine, wenn eine junge, frische, aus einem ordentlich zur Kunst erzogenen Kopf in die Welt gepurzelte Schöpfung ... wenn ein ganz neues Gedicht, also kein Kleinod aus dem Familienerbe der Menschheit von irgendeinem Pindar, Rilke oder Creeley, sondern eins aus dem Jahr 2009, so gegenwärtig wie du und ich und diese Tasche da drüben, noch Anlässe für Messerstechereien bietet, dann sollten wir das Abendland vielleicht nicht vorschnell verloren geben. Denn zwar versteht der Messerstecher das Gedicht falsch, wenn er sich davon zum Stechen aufgefordert fühlt. Aber das kleine Kunstwerk, das ihn zur Weißglut treibt, hat doch auch, entschuldige, daß ich das Offensichtliche ausspreche, etwas sehr Ernstes in ihm ausgelöst, wenn er da rumsticht. Mit dem Messer. Voller Wut. Das Wort, die Tat ... ein erstaunliches Phänomen, vorsichtig ausgedrückt. Und ist nicht eben dies das Abendland, wie es sich der Weltgeist immer gewünscht hat: die Gegend, wo wegen Kunstgebilden, ja, wegen Ideen, gestochen wird, oder geschossen, meinetwegen auch mal gebombt?«

Die Frau, von der er glaubt, daß sie ihm zuhört, summt versonnen. Sie hört ihm wirklich zu, aber nicht so, wie er glaubt: Sie mag die Melodie, den Sinn der Worte sucht sie längst nicht mehr herauszuhören; es ist, vermutet sie nicht ganz verkehrt, schon seit einigen Sätzen immer weniger drin – mit Sinn, merkt sie, hält es der Gute mitten in der Nacht wie das Wasser mit sich selbst, wenn es heiß wird: Das Material verdampft.

Der Mann ist während der letzten vier Stunden tief in den ihn jetzt

umgebenden sienaroten Sessel gesunken; eine Insel Atlantis, im Laufe der Jahrhunderte verschluckt vom Meer der Metaphern. Er hat die Hände vor dem nicht übermäßig umfangreichen Bauch zusammengefaltet, das läßt ihn, der sehr groß ist und ein breites Kreuz hat, wie einen Pfarrer aussehen, der einem Schäfchen weise Ratschläge erteilt. In Wirklichkeit kommt Adam Sladek mehr vom Soldatenwesen her und wäre vor rund zwanzig Jahren mal fast hochbezahlter Berufsuniformträger bei einem Fallschirmjägerbataillon in Zweibrücken geworden, das sowohl im Rahmen einer Luftlandebrigade wie als selbständiger Gefechtsverband zum Einsatz kommen sollte. So einen Einsatz gab es nie; die Vorbereitung darauf beschäftigte die Soldaten hinlänglich. Weil er sich bei dieser Arbeit aber zunehmend verkehrt untergebracht fühlte, überraschte er sich lieber selbst, fing aus Liebe zur Literatur ein Germanistikstudium an, schloß das als Deutschlehrer ab und wurde nach seinem Referendariat, weil er dabei lernen mußte, daß er Kinder noch mehr haßte als Befehle, schließlich Dichter. Er schüttelt jetzt den schwergesoffenen Schädel, um sich so ein bißchen von dem zu distanzieren, was er da eben erzählt hat – nicht zu sehr, gerade halbherzig genug, um weiterreden zu können, wenn ihm noch mehr von dem Unfug einfällt, der Johanna Rauch so offensichtlich amüsiert.

Die Frau, die er belustigen möchte, flegelt ihm gegenüber auf einer langen blauen Couch, die sie sich mit allen Gliedern seit gestern abend langsam zur warmen Puddingburg gewalkt hat. Jetzt fängt sie, weil er in seinen Hirnfalten eben nach neuen Witzen sucht, versuchsweise an, die erstarrten Glieder zu rühren, und wirkt dabei auf ihn wie ein hilfloses, aber bis ins letzte Speckpölsterchen von Gottvertrauen erfülltes Baby in der Wiege. Johanna strampelt mit den Beinen, schmatzt. Dann gähnt sie lange und sagt: »Du spinnst vollkommen, Adam Sladek. Weil du ... weil du verrückt bist.«

Sie knackt mit den Fingergelenken; das klingt, als wollte sie sagen: Alt ist mein Leib und abgekämpft; auch diese Fingerchen müssen schon seit achtunddreißig Jahren alles mitmachen, bald fall' ich auseinander. In Wirklichkeit ist dieser Leib natürlich springlebendig; gerade heut

nacht, in seiner prächtigen Faulheit. Die roten Haare leuchten, als wollten sie zum Knacksen der Fingergelenke im Takt knistern: Die Knochen sind Reisig, das Haar ist ein Feuer. Johanna zwinkert sich die Sicht klar, sie denkt an ihre soeben geleistete Beweisführung und findet sie glänzend: Er spinnt, weil er verrückt ist. Die Künstlerin ist der Meinung, daß sie sich mit dieser Argumentation einen Riesenschluck Rotwein verdient hat. Sie holt sich ihren Gewinn direkt aus der Flasche, weil die Manieren jetzt, um kurz vor fünf Uhr morgens, längst im Bett liegen und von Knigges Unterwäsche träumen.

Adam Sladek entschließt sich, mannhaft gegen die Säuferin anzurauen: Was sie kippt, das qualm' ich dann eben. Der Dichter hält sich für deutlich älter als die Künstlerin; das ist eine optische Täuschung, die von der Zahl »Vierzig« herrührt: Er weiß, daß sie noch zwei Jahre kindlich durchs Leben stolpern darf, bevor sie dieses tödliche Alter erreicht, und er erinnert sich ungern daran, daß er selbst den Endpunkt von allem und jedem schon seit ebenfalls zwei Jahren hinter sich hat. »Vier Jahre« hört sich nach gar nichts an; jeder Betrag zwischen »über vierzig« und »unter vierzig« dagegen nach einem ungeheuren Unterschied, jedenfalls für Adam Sladek. Betäubt von Sterblichkeit, bläst der Möchtegerngreis Laubfeuerluft in die Künstlerinnenstube. Das macht weiße Qualmfiguren von Goya, die nicht vierzig werden, sondern sterben, bevor auch nur ihre Gesichter fertig sind. Noch einmal saugt Sladek Rauch aus der Zigarre, die seine Beschützerin mit ihm teilen wollte. Sie raucht aber nicht mit, denn schon vom ersten Zug vorhin ist ihr schlecht geworden.

Adam Sladek ist ein guter Mensch; Johanna Rauch eher ein böser. Er läuft davon, wenn es häßlich wird; sie greift zu. Beide haben auf ihre Art häufiger recht als die meisten Leute, die nämlich auf dem Zaun zwischen Gut und Böse zu sitzen versuchen. Den Zaun gibt es nicht.

Der moralische Unterschied zwischen Johanna und Adam stellt sicher, daß sie füreinander interessant bleiben, egal, wie sich die Welt sonst benimmt.

Was passiert, wenn das Interesse zu groß wird?

Die Nacht kichert schon wieder; das fühlt sich jetzt weniger freundlich an.

Der Raum ist groß; viel Geld wird verbrannt, um ihn so wohlig zu beheizen. Das Haus stammt aus dem neunzehnten Jahrhundert. Erst wohnten zwei wohlhabende und angesehene Familien drin, die eines Philosophen und die eines Arztes. Dann kamen Weltkriege, Nazis und Schwierigkeiten. Nach 1945 gehörte das Haus lange Zeit einem Institut der Universität. Im Zuge des Kapitalismus und der finanziellen Staatsengpässe wurde das Institut weggespart. Das Haus ward schwermütig.

Johanna hat es sich vor zwei Jahren gekauft, um es zu erlösen. Sie wollte es mit Kunst, schönen Plänen und Eigenbedarf vollstellen. Die Kunst und der Eigenbedarf sind übriggeblieben, der Rest hat sich zerschlagen. Alles geschieht tatsächlich; nichts ist ein Gleichnis.

Über dem großen Zimmer, in dem Johanna und Adam sich betrinken, gibt es nur ein weiteres Stockwerk, das Dachgeschoß. Da malt Johanna manchmal große Bilder, die so tun, als wäre die Malerin nicht unglücklich.

Jetzt schließt sie die Augen und lauscht auf nichts. Draußen schreit kein Käuzchen und bellt kein Hund. Es ist zu kalt. Die Käuzchen sparen Atemluft fürs Mäuseschnappen; die Hunde liegen in den Häusern und träumen vom Hasenjagen. Hinterm Haus wohnt ein Berg, über den alle Riesen stolpern müßten, die Johanna besuchen wollen würden. Adam Sladek, denkt sie, während sie blinzelt, sieht jetzt gerade aus, als wäre er so ein Riese; der sienarote Sessel gleicht dem Berg. Zu Sladeks Riesenfüßen steht eine Stadt aus Bücherstapeln. Das Fundament der Stadthalle sind die Briefe von William Empson, die Handelskammer besteht aus mehreren Bänden von Thomas M. Disch, die Gymnasien sind von Paul Valéry und Gellu Naum, das Schwimmbad hat John Cowper Powys gebaut, es heißt »Glastonbury Romance«.

Die Siedlung versucht gar nicht erst, sich gegen Johannas sie umlagernde Gesamtunordnung zu behaupten. Das Städtchen kauert; es wartet auf ein Erdbeben, das es wecken möchte.

Die Künstlerin wiederholt, nicht ganz sattelfest, aber aufrichtig um

Fassung bemüht, was ihr Gast eben brummend betrunken verkündet hat: »Pfff nee echt, also was willst du mir hier beibringen? Ähm zwar ... zwar hat der Stecher das Gedicht verkehrt verstanden, aber es bewegt ihn doch zum Stechen und ... also ... zwar ... aber ...«, erst jetzt fällt ihr auf, daß diese Redefigur zu seinen penetrantesten gehört. Sie prangert den Mißstand an: »Weißte, ach also ... immer ist ... bei dir da ... alles öhm dauernd zwar und aber. Aber und zwar. Zwar und ... du bist ein Zwaraber! Du redest Zwarabisch!«

Der Dichter macht ein Geräusch der hilflosesten Zustimmung.

Er mag Johanna; sie hat ihm das Leben gerettet. Würde er ihr das jetzt sagen, gäb's Gelächter (und wie ihre Zehen spielen, in den weißen Socken, und wie sie gähnt: Nein, Ernsthaftigkeit ist ausgesperrt; die muß bibbernd auf dem Dach hocken), aber er ist trotzdem froh, daß er sich hier verstecken darf, vor einem Geldgeber, der mehr von ihm verlangt, als alles Geld der Welt wert ist.

Johanna, die allmählich überhaupt nicht mehr weiß, was sie eigentlich will, außer auf keinen Fall schlafen gehen, zieht sich an der Sofalehne hoch, steht auf, nein, berichtigt sich der Protokollführer in Adams Kopf: steht sozusagen mehr oder weniger auf, ja, das trifft's besser, denn sie schwankt und wankt. Dann schafft sie es doch noch und geht zum CD-Player, wechselt noch einmal die Musik.

Er murrte verwaschen: »Bitte nich schon wieder deinen David Bowie da.«

»Doch, schon wieder meinen David Bowie da«, sagt Johanna, obwohl es gar nicht stimmt: Sie sucht nach einer CD von Xiu Xiu.

»Du verstehst eh nichts von Musik«, sie fummelt, griffelt, hat die CD schließlich drin.

Ein paar nette, vorsprachlich ungreifbare Vermutungen blühen kurz in ihr auf, als die Musik anfängt. Adam Sladek knarzt wie eine alte Tür: »Nein uhm, nein, falsch, Johanna, du bist es, die nichts von Musik versteht. Ich verstehe vielmehr ... nichts von Malerei. Deshalb halte ich ja auch so viel von deiner.«

»Hmmpf, ja bestimmt, und dein Lieblingsmaler ist Goethoven, Dings,

die Sonnenblumen, die schmelzenden Uhren und das Scheißzeugs vom Taschenverlag alles«, sie fällt auf ihre Liegestatt wie füsiliert. Das Sofa hat jetzt Angst vor ihr, es guckt verquollen zur Seite, als sie anfängt, an seinem Stoffbezug zu kratzen.

Adam Sladek deutet mit einer Hand, die so tut, als säe sie tödliches Korn, anklagend auf die überall herumstehenden CD-Stapel: »Das da, Frau Rauch, ist ein infames Archiv der menschlichen Entscheidungsschwäche. Mit David Bowie. Viel David Bowie. Viel zuviel David Bowie.«

»Brauchst dir gar nicht einbilden, daß du mich dazu kriegst, deinen Plunder zu spielen. Deine schlimmen Platten alle. Da diese ... neureiche Musik.«

»Neue Musik«, er korrigiert sie lustlos, weil er weiß, daß es ein Witz war.

Neue Musik: Die meisten seiner eigenen CDs, Nono Takemitsu Pärt Cardew Adams Monk Lutosławski Cage Reich Rzewski Glass, drängeln sich immer noch im großen Ahasverplattenkoffer. Der ist das einzige Gepäckstück, das er bislang nicht ausgeräumt hat, seit seine Reise quer durch Deutschland hier ihren vorläufigen Schlußpunkt fand. Davor hat er täglich hineingegriffen, immer hat die Musik ihn, vom Laptop aufs iPödchen gespielt, begleitet, von Intercity-Hotel zu Intercity-Hotel, Geldautomat zu Geldautomat, »Station to Station«, wie Johannes David Bowie schnulzt. Wenn sie wenigstens wieder die Operntanten und Orchesterschinken auflegen würde, mit denen der Abend so verheißungsvoll begonnen hat! Johanna, soviel weiß Adam inzwischen sicher, mag das Bürgerliche. Und darunter stellt sie sich immerhin auch Klassik vor, also Mozart, Beethoven, Brahms. »Neureiche Musik«, pfui: Sie will lieber den Anschluß an den älteren Adel, ans ganz alte Geld, an Häuser wie dasjenige, in dem sie sich und ihn versteckt.

Adam faßt sich ein Herz: »Kannst du die Heulerei wieder rausnehmen? Ich krieg' Migräne.«

Johanna schnaubt, steht aber wirklich auf, geht zum Regal, blättert im Plastik und findet einen Kompromiß.

Die Nacht stellt ihre Fledermausohren auf, als das Streichquartett Opus



18. No. 4 in C-Moll des bürgerlichsten aller Klassiker beginnt. Koblode mit verwunschenen Namen spielen auf: Natalia Prishpenko, Gregor Sigl, Friedemann Weigle und Eckart Runge. Johanna Rauch wirft dem Dichter die CD-Hülle zu. Den schaudert's sacht, als er da abliest, daß diese vier Musikmenschen sich »Artemis Quartett« nennen. Der Name rührt an Erinnerungen, Befürchtungen, kitzlige Nerven. Artemis? Das wird einer von diesen objektiven Zufällen sein, mit denen Breton dem Universum immer am Rock zupfen wollte. Sladeks Zunge ist, ein Glück, zu schwer, den Einfall mitzuteilen.

Johanna setzt sich auf die rechte Armlehne des sienaroten Sessels. Adam studiert das Beiheft der Platte: eine Speisekarte, auf der siebzehn verschiedene Sorten Manna angeboten werden. Johanna wuschelt, einer niedlichen Eingebung folgend, in Sladeks schwarzem Haarschopf herum: »Bist schon 'ne arme Sau. Eine ganz arme Sau bist du, so ist das«, es klingt, wie man mit einem Kätzchen redet, das man mag, obwohl man weiß, daß man ihm mindestens so egal ist wie alle Menschen allen Katzen stets sind.

Beide, Heldin wie Held, sind beruflich gemachte Leute und privat am Ende.

Adam Sladek kann seinen Namen auf vielen Sites im Internet lesen, wenn es ihm drauf ankommt. Man erfährt dort von zwei schmalen Lyrikbänden bei Kookbooks, einem etwas umfangreicheren bei Suhrkamp, mehreren euphorischen, wenn auch oft reichlich sibyllinischen Rezensionen seiner Arbeit in diversen Zeitungen Deutschlands, Österreichs und der Schweiz; von Abdrucken seiner Werke in einigen von diesen sowie in- und ausländischen Literaturzeitschriften und von der Veröffentlichung einer Ode an Charles Dickens im »Times Literary Supplement«, Sommer 2006, übersetzt von Mick Imlah und Catherine Tallow. Adams Wikipedia-Eintrag weiß außerdem von Auszeichnungen: Stipendium der Villa Massimo, Dresdner Lyrikpreis, Peter-Huchel-Preis.

»Und dabei steht noch nicht mal alles da. Ich hab' auch noch irgend-

welches Geld von Stadtparkassen und Mähdrescherfirmen gekriegt, weiß der Teufel!« hat Adam seiner Beschützerin vorgestern verraten.

Nichts freilich ist im Netz davon zu erfahren, daß sein Mäzen und Verfolger eine in Leder gebundene Werkschau veranstaltet hat, Auflage 200 Stück, mit einem Nachwort eines Menschen namens Dietmar Dath, dem Mittelsmann des inzwischen sehr unerwünschten Gönners. Weniger als nichts weiß alle Welt von einem weiteren Buch, das Adam seinem Bedränger versprochen hat.

»Sämtliche Gedichte« hätte das Ding geheißen, und Adam sieht, wenn er die Augen schließt, manchmal mit Bedauern, manchmal mit leisem Schrecken den Umschlag dieses nicht zustande gekommenen Opus vor sich: Amelia, die Rätselhafte, mit Pfeilen, Rätseln, Zeichen. Eine erfolgreiche Dichterlaufbahn, welcher der Dichter selbst die Spitze abgebrochen hat: So muß man das sehen. Das private Geschöpf Adam Sladek aber ist, gemessen an den Leistungen des Dichters, den es öffentlich verkörpert, ein Desaster.

Vier Seelen hat er geliebt; vier Mal ist er daran gescheitert.

Die dritte Seele ist ein Mann, den Adam nicht wiederzusehen erwartet; der Dichter bereut, daß er zu feige war festzuhalten, was ihn mit dem verbunden hat. Die vierte Seele ist eine Frau, die Adam Sladek in einem langen Gedicht, das er vielleicht nie fertigstellen wird, Mischa Hoffmann nennt. Der Name kommt ihm inzwischen vor, als wäre es ihr wirklicher, so weit hat sie sich von ihm entfernt. Wenn er mit anderen über sie spricht, nennt er sie so, wie er sie getauft hat. Der Rhythmus stimmt, die Klangfarbe ist wahr. Von Mischa Hoffmann bleibt dem Dichter nur ein arger Nachgeschmack. Auf sie hat er nicht lang genug gewartet, als er mit Warten an der Reihe war. Die beiden hatten Ärger mit dem Glück, vom ersten Augenblick an: Er lernte sie kennen, als ihr ein Verbrechen geschehen war. Das schüttelt man nicht ab; daran muß gearbeitet werden, wenn man zueinanderkommen will. Er, der einzige Zeuge, zu spät am Tatort, hat's vermasselt. Aus der Annäherung, die sein Versuch, ihr irgendwie zu helfen, mit sich gebracht hatte, waren beide am Ende schwer beschämt herausgestolpert.

Die andern beiden Frauen, hofft Adam, erinnern sich nicht mehr an ihn: Die Mädchenfrau, wie er die erste nennt, um seine größte Lebenserschütterung ein bißchen putziger klingen zu lassen, und die Agentin, wie die zweite in dem Film heißt, den sein Kopf ihm dreht, waren aus jeweils unterschiedlichen Gründen völlig falsch mit ihm verkabelt worden. Funken, Brände, Adieu.

Von der Liebe erwartet Adam derzeit, daß sie ihn mal ein paar Jahre verschont und wieder zu Kräften kommen läßt. Bin ich, fragt er sich, nicht ein emotional entkerntes Nichts mit ausgebrannten Augen, verdrecktem Herzen und wundem Verstand? Falls ich's nicht bin, so fehlt nicht viel dazu.

Johanna hört auf, den großen Menschenkater zu kraulen, stößt sich von der Lehne weg, geht um den Sessel herum und versucht sich vorzustellen, was er sieht, wenn er sie anschaut.

Beschützt, sagt er ihr hin und wieder ganz ernsthaft, fühlt er sich von ihr. Wahrscheinlich glaubt er, daß das Leben, das ihn hier eingeladen hat, ein stabiles ist. Erfolgreich, sagt man: Auch Johanna ist gerühmt worden, auch sie wurde ausgezeichnet – als man sich vor ein paar Tagen darüber austauschte, wurde sie pampig: »Preise, och, hab' vergessen, welche, wann, wieso.« Das Sammlergeld fließt reichlich; sie hätte nie geglaubt, daß sie mal eine Anlageberaterin brauchen würde, aber so ist es. Sie nimmt derlei nur aus den Augenwinkeln wahr. Wichtig sind ihr bloß die Kunstzeitschriften, in denen sie vorkommt – Fetische eigener Art; sie glaubt, das hänge wohl damit zusammen, daß Zeitschriften ihr Medium der Wahl waren, am Kunstleben teilzunehmen, als sie noch kein Geld hatte, keinen Ruhm, keine Aussichten. Vor ein paar Jahren war sie froh, wenn sie für diese Magazine schreiben durfte. Auf ihrem Nachttisch, von Staub vor Licht geschützt, liegt seit Monaten eine Ausgabe von »Parkett«, die zur Hälfte ihrem eigenen Werk und zur andern Hälfte dem einer niederländischen Fotomanipulatoreurin gewidmet ist, mit der sich die Malerin auch persönlich ausgezeichnet versteht.

Das private Geschöpf Johanna Rauch aber ist, gemessen an den Leistungen der Künstlerin, die es öffentlich verkörpert, ein Desaster.

Dies äußert sich, so meint die Betroffene, vor allem darin, »daß mich immer alle verlassen. Sogar dann, wenn ich mir selber überlege, daß es Zeit wäre, jemanden zu verlassen, hauen die schneller ab. Liebe, das krieg' ich überhaupt nie. Das Beste, was mir passieren kann, ist noch Haßliebe. Da kann ich schon froh drüber sein.« Soweit Adam sich inzwischen aus Andeutungen hat zusammensetzen können, was damit gemeint ist, ergibt sich ein trauriges Bild: Wohl schon in Johannas Teenagerzeit gab es einen Apoll namens Paul Debus, geniale naturwissenschaftliche Begabung, schöner Junge, gerader Mensch, mutig, lustig, liebenswert. Mit dem war sie seinerzeit einige Monate zusammengewesen, dann zerbrach das, man lebte sich auseinander. Viele Jahre später, die beiden ehemals Liebenden waren schon in der Mitte des vierten Lebensjahrzehnts angelangt, wurde der Mann Vater einer Tochter. Die Mutter dieses Kindes, eine offenbar geisteskrankte, aber sehr hübsche, anmutige und einnehmende Person, hat Schwangerschaft und Geburt nicht unbeschadet überstanden. Sie erlitt nach einem gewalttätigen Übergriff auf eine Nachbarin einen Zusammenbruch und ist dann aus dem psychiatrischen Landeskrankenhaus, in dessen geschlossener Abteilung man sie untergebracht hatte, auf bis heute ungeklärte Weise »entkommen« (Johanna, mit unüberhörbarem Unterton von Schuldgefühlen). Ein Selbstmord scheint den Überlebenden, also dem Kindsvater und Johanna, durchaus wahrscheinlich, wenn auch nie eine Leiche gefunden wurde.

»Da sind wir dann«, hat Johanna ihrem Hausgast den Fortgang geschildert, »einander wieder nähergekommen, Paul und ich. Er ist, als ich mir dieses Haus gekauft hab', zunächst mit Cathrin hier eingezogen. Cathrin – das Kind. Aber das Zusammenleben hat nicht funktioniert.«

Was sich hinter diesem dürren letzten Satz verbirgt, errät Adam Sladek ungern: Johanna, die auf die Mutterrolle wahrscheinlich nie viel Lust verspürt hatte, war willens gewesen, sich aus Liebe zu Paul Debus daran zu versuchen. Er jedoch hatte ihr, noch bevor sie selber an diesem Entschluß hatte zweifeln können, das Vertrauen entzogen und war mit dem Kind verschwunden. Das schöne große Haus blieb zurück, halb-leer, unwahr, bis er, Adam Sladek, darin Asyl fand.

Vielleicht rührt daher der schwache Schein von Dankbarkeit, den er gelegentlich im Blick der Beschützerin zu erkennen meint, wenn sie ihn ansieht. Jetzt aber sind ihre Augen geschlossen. Sie ist niedergesunken und sitzt, mit der rechten Lehne von Adams Sessel im Kreuz, leise atmend neben ihm, der sich aus seiner Kuhle herausarbeitet, vor der Künstlerin kniet, sie betrachtet, erst aus höflicher Distanz, dann von nahem: Wirklich, jetzt schläft sie.

Johanna sieht, findet er, nicht gut aus. Die Stirn glänzt stumpf, die Wangen sind fahl. Er weiß, daß er nicht besser ausschaut. Nirgendwo ist eine Lösung. Natürlich könnten sich diese beiden jetzt aneinander festhalten; vielleicht ließe sich sogar die Täuschung einrichten, daß da ein Herz sich in ein anderes kuscheln könnte: daß hier etwas paßt. Aber damit wäre nur ein weiterer Betrug in der Welt, begangen von zwei oft Betrogenen.

Die Nacht hat aufgehört zu kichern. Sie schläft in ihren Stiefeln.

Wann, denkt der Dichter, hat meine Zersetzung angefangen? Wirklich bei Bruchsal, als ich das erste Mal das Fundbüro betreten habe? Aber im Fundbüro kann ich nicht gesucht haben, was mir jetzt fehlt – ich wußte doch gleich, an der Bar, beim ersten Blick auf Amelia, was mir der alte Kiwus später streng erklärt hat: »Hier ist keine Liebe, Adam, irr dich nicht.«

Nirgends ist Liebe, übrigens, wo wir Kunstmenschen sind, und überall die falsche Hoffnung, die von uns ausgeht, für die Nichtkunstmenschen. Was für eine Unruhe ist das, im schlafenden Gesicht der Künstlerin? Da bewegt sich kein Muskelchen, aber es ruht auch nichts. Sollten sich menschliche Züge nicht entspannen, wenn man schlummert? Adam Sladek ist ein starker Mann. Er nimmt Johanna in die Arme, hebt sie auf, trägt sie die breite Holzterasse hinunter in ihr Schlafzimmer. Die Schuhe hat sie längst schon abgestreift; Adam geht davon aus, daß von ihm nicht erwartet wird, die Träumende weiter zu entkleiden. So legt er seine Beschützerin angezogen auf das riesige weiße Fell, das ihr viel zu großes Bett bedeckt.

Dann geht er wieder nach oben.